

Ein Briefkünstler

Autor(en): **Seelig, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **28 (1924-1925)**

Heft 10

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665112>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zen ist in drei solchen vertreten; dazu kommen der Emmer, das Einforn, die Rispen- und die Kolbenhirse. In der Bronzezeit erscheinen noch der Spelz und der Hafer. Als Gemüse werden die Erbse, der Pastinak, vielleicht auch die Möhre, der Kopfkohl, Rüben, Acker- und Nüßlisalat, die Hundspeterjilie, die Melde und der Windenknöterich der Fleischkost zugefügt. Die Samen der letztern beiden Gewächse lieferten Mehlspeisen. Obst- und Beerenfrüchte, Hasel-, Buch- und Baumnüsse wurden teils von den Wildlingen gesammelt, teils auch durch Anbau gewonnen. In den Funden fehlen sogar die Kerne der Weintraube nicht; also dürfte auch die Rebe angepflanzt worden sein. So war der Tisch des

Pfahlbauers reichlich gedeckt. Er lieferte der Mohn, Gespinntfasern der Flachse; eine Reseda, ein Holunder, einige Labkräuter die nötigen Farbstoffe.

Gestatten uns die Funde von Geräten, Waffen, Wohnstätten, von Geweben und Schmuckgegenständen uns ein annähernd genaues Bild zu machen, wie die Pfahlbauer ihre Tage verbrachten, so wird uns dagegen noch lange rätselhaft bleiben, welchen Völkerschaften sie angehörten, in welcher gesellschaftlichen Zusammengehörigkeit sie lebten, welches ihre religiösen Anschauungen waren; der Einblick in ihre geistige Kultur ist uns noch ver sagt.

Dr. R. B.

Ein Briefkünstler.

Von Carl Seelig.

Die Kunst, schöne Briefe zu verfassen, ist nicht diesem oder jenem Jahrhundert zugefallen, denn bekanntlich entströmen der klappernden Schreibmaschine nicht weniger gehaltvolle Episteln als der stilleren und zarteren Hand. Das Geheimnis ihrer suggestiven Kraft läßt sich eben keinesfalls durch irgendwelche Mätzchen oder angelernte Bildung erobern, sondern es gibt sich — wie in allen Künsten — nur einigen vom Schicksal gnädig bevorzugten Persönlichkeiten hin. Doch welche Fülle birgt die kleine Schar! Wer dächte nicht an die treuherzigen Briefe der Frau Goethe, an die Lavaausbrüche Napoleons des Ersten, an die schwärmerischen Herzflüge Bettina von Arnims, an Gottfried Keller's wohlbedachte Mitteilungen und an Storm's behutsame Liebes- und Freundesbriefe? Ihnen schließt sich jetzt ein Jüngerer an, kein Dichter, Feldherr oder Schwärmer, aber Einer, der in seinem Reich ebenfalls ein Großer und Getreuer gewesen ist: der hamburgische Museumsdirektor Alfred Lichtwark.

Auch wenn man Gustav Pauli's vorbildliche Einleitung zu Lichtwark's „Briefen an die Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle“ (die seit 1924 in zwei Bänden bei Georg Westermann in Hamburg vorliegen) nicht kennen würde, könnte man sich das Bild dieses temperamentvollen Briefkünstlers doch mit aller Schärfe zurechtformen. Nicht, daß er — wie manche Andere — sein eigenes Leben vertrauensselig erschlösse; im Gegenteil, er entzieht sich dieser Schlinge, wo er nur kann. Ein besonderer Zug an Lichtwark! Er,

der den Frieden der Ehe und der Häuslichkeit nie begehrt noch erlangt hat — er brachte seine Lebenskraft so restlos öffentlichen Aufgaben dar, daß er an ihnen zur Gänze emporblühte und verging. Schnurgerade und in steiler Auffahrt läßt sich dieses rastlose Leben nachzeichnen. Seine erste Kindheit verbrachte der 1852 geborene Lichtwark, Sohn eines Müllers, mütterlicherseits dem Geschlecht des Johann Sebastian Bach zugehörend, in Reitbrok (Bierlanden) auf dem Lande. Außerordentliche Vermögensverluste nötigten seine Familie, 1860 nach Hamburg überzusiedeln, wo der Vater neun Jahre später starb. Der Sohn wurde, da er schon damals eine ungewöhnliche pädagogische Begabung offenbarte, Lehrer, allein seine ungestüme Natur drängte zu ferneren Ufern. In seinen Freistunden bildete er sich weiter, fand persönliche Beziehungen zum Kunsthistoriker Justus Brindmann und durch diesen einen Gönner, der ihm das akademische Studium der Kunstgeschichte in Leipzig ermöglichte. Zwei Semester später konnte er als besoldete Hilfskraft am jungen Berliner Kunstgewerbemuseum die Vollandung seines Studiums selbst erschaffen, bis ihm sein Ruf als glänzender und erfolgreicher Kunstkritiker 1886 das Amt des Museumsleiters der Hamburger Kunstvereins-Sammlungen eintrug — jenen Posten, dem er bis zuletzt (1914) mit genialer Überlegenheit und organisatorischem Geschick vorstand.

Was er dort geleistet und an wissenschaftlichen Schriften veröffentlicht hat, müssen wir des Raumes halber übergehen. Die Arbeit war

Lichtwarf ein sakraler Genuß; eine Fülle von Anregungen, Plänen und Leistungen entlud sich ohne Ende seinem Hirn. Bildaufträge wurden erteilt, wertvolle Gemälde angekauft, literarische Werke veröffentlicht und Sammlungen angelegt, die weitherum ihresgleichen suchten. Nichts aber gab diesem Unermüdlchen stärkeren Impuls als die ausgedehnten Reisen durch die europäischen Kunststätten. Neue Menschen zu sehen und frische Eindrücke in sich aufzufangen, unterließ Alfred Lichtwarf nie. Seiner energischen, lebhaften, doch gleichzeitig weltmännischen und gütigen Natur erschlossen sich manche Türen, die andern Besucher fest verriegelt waren. Um nur einen zu nennen, den Berliner Maler Adolf Menzel: wie hat der bewegliche Hamburger diesen zumeist mißtrauischen, borstigen Menschen teilnehmend an sich gezogen! Wie weiß er ihn in dieser oder jener Situation zu konterfeien:

Berlin, den 8. Dezember 1895.

„Eben komme ich von der Menzelseier in der Akademie. Im Uhrjaal waren die Deputationen versammelt. Friedrichsgarde in alten Uniformen und mit Blechmützen bildeten die Ehrenwache, baumlange Kerls, extra ausgesucht. Der kleine Jubilar, seit heute Erzellenz, schritt die Front ab. Im kleinen Erkerzimmer hielt er dann Cour. Langsam schoben sich die Deputationen durch. Die meisten Sprecher machten's kurz und sachte, nur hie und da erhob sich eine Stentorstimme wie die von Professor Stieler aus München. Menzel, der immer leise spricht, war nie zu verstehen, kaum für die Umstehenden. Doch wußte er in den langen Stunden von elf bis eins — offiziell war es so angelegt, wird aber wohl länger gedauert haben — jedem ein freundliches Wort zu erwidern. Ich sah ihn noch einmal, ehe ich ging, er war frisch wie im ersten Moment. Im Saal schwirrten schon einige scherzhafte Worte, die er gesagt hatte. Eine italienische Deputation hatte ihn durch ihren Führer italienisch anreden lassen, lang und wohlklingend. Aber der alte Herr versteht die Sprache nicht. Als es vorbei war, sagte er zu dem Herrn, der auch Deutsch verstand: entschuldigen Sie, ich habe nicht folgen können, ich bin erst so spät nach Italien gekommen, daß mein Ohr sich nicht mehr gewöhnt hat. Ich denke mir aber, ich werde in Ihrer Rede wohl nicht schlecht weggekommen sein und sage Ihnen auf gut Berlinisch herzlichen Dank.“

Ähnliche Genrebildchen ziehen sich durch Licht-

warfs Berichte Duzendweise. Denn diese ganz zwanglos an die hamburgische Kunstkommission gerichteten, improvisatorischen „Reisebriefe“ (von denen die beiden Bände nur eine kleine, leider nicht mit einem Sachregister versehene Auswahl darstellen) sind alles eher als bureaukratische Aktenbündel. Sie dampfen förmlich vor Leben und Freude am Erlebten, weil der, der sie schrieb, kein trockener Fachsimpler, kein Angestellter, sondern ein unablässig Schenkender und alles in allem die reine Inkarnation des stolzen, freien Hamburger Geistes war. Eine unererschöpfliche Quelle künstlerischer Betrachtungen und Anregungen schäumt aus diesen beiden Bänden. Doch nicht nur Bilder und Galerien werden gemustert, auch bedeutende Menschen, Städte und Kulturen finden in Lichtwarf einen aufmerksamen und bei aller Anteilnahme sehr kritischen Schilderer. So regt ihn ein verhältnismäßig frühzeitiger Besuch (1893) bei Hans Thoma zu einer feinabgezirkelten Studie über diesen Romantiker an. Und wie erinnerungswürdig lebt Arnold Böcklin wieder auf:

Stuttgart, den 12. April 1893.

„— Über Tisch kam das Gespräch darauf, daß Klinger kürzlich mit seinen beiden Schwestern bei Böcklin zum Besuch gewesen ist. Es geht ihm wieder recht gut, nur die Beine wollen nicht. Auch sein Lustschiff ist wieder einmal fertig. Diesmal definitiv. Nächstens will er nach Berlin, um es den Lustschiffern vorzustellen. Er wohnt hoch oben in Giesole und hat sich mit Frau Dr. Meyer (der Stickerin) befreundet, malt sie sogar, und sie hat von ihm einige Werke erworben, z. B. das Triptychon, die der Kunsthandel ihm selbst in schlechten Zeiten nicht entreißen konnte. Übrigens ist Böcklin rasend auf die Kunsthändler. Wenn der Name K. genannt wird, explodiert er. Dieser hat es auch böse getrieben, ihm die Sachen billig zu entreißen. So hat er ihm auch unsere Feueranbeter durch ein in Hamburg übrigens schon bekanntes Manöver abgelockt. Lange Zeit ist Böcklin immer wieder darauf hineingefallen. Noch nachdem er K. hinausgeworfen hatte, legte ihn dieser hinein. Eines Tages kommt eine feine alte Dame mit einer sehr guten Empfehlung. Sie lebte in Danzig, sagte sie, und dort hätte sie sich in ihrem Garten nach dem Meer einen Pavillon bauen lassen, und ihr höchster Wunsch wäre es nun, in diesem Pavillon für sich und ihre Freunde einen Böcklin zu besitzen. Aber unter allen Bildern des

Meisters gefielen ihr am besten die Feueranbeter in Basel. Der Alte wird weich und malt ihr eine Wiederholung für tausend Mark. Es war des Händlers Tante gewesen, wie Böcklin bald darauf erfuhr, als sein Bild nach Hamburg verkauft war.

Für Frau Böcklin schwärmen sie alle. Sie ist immer noch die Sonne und die Lebenswärme im Haus und hat nur den Fehler maßloser Eifersucht. Ich kann mir denken, wie behaglich es war, wenn die ganze Gesellschaft da oben in Fiesole am Kamin saß, dem majestätischen Strom der deutschen Rede von Frau Böcklin lauschend, der aber sofort in einen Katarakt von Italienisch überschlug, wenn das Thema ihre tiefere Teilnahme erweckte, namentlich wenn das Gebiet des Gespenstischen gestreift wurde. Böcklin und seine Frau sind gläubige Gespensterbekenner und haben auch viel Sonderbares erlebt. Einmal in Zürich, als sie die Treppe in ihrem Hause hinauf gingen, kam ihnen ein großes schwarzes Etwas entgegengerollt, ein Riesennuß, warf sie beinahe um und war verschwunden. Beide hatten es zu gleicher Zeit gesehen und gefühlt, und oben und unten waren alle Türen zu.

Böcklin selber, obgleich ein Gläubiger, hat doch auch hier noch den Schelm im Nacken. Klinger fand ihn eines Abends, als er herum kam, in seinem Garten, Blätter am Boden aufsuchend. Er tat sich mit dem Rücken sehr sauer. Als Klinger ihn fragte, was er damit wolle, bedeutete er ihm, die Magnolienblätter hätten die Eigentümlichkeit, mit unheimlichem Gefnatter zu verbrennen, wenn man sie in den Kamin wirft. Seine Damen wußten es noch nicht, er wolle sie damit graulen. Klinger mußte nun mithelfen und als die Stimmung danach war, machte sich einer nach dem andern am Kamin zu schaffen, bis die Damen es merkten und fragten. Da die Dinger gar nicht losgehen wollten, wurde das Geheimnis verraten, und kaum wußten es die Damen, so besannen sich die Blätter, und es begann im Kamin ein Prusten und Zischen und Knattern, wie man es nicht für möglich gehalten haben sollte, das aber jetzt ein unauslöschliches Gelächter erweckte."

Die blendende, selbstbewußte Führernatur Richtwarks hat sich nicht gescheut, da und dort scharfe Kritik anzubringen. So klagt der frühere Lehrer über die Schule:

„Die Schule ist wie die Kirche ein Ding an

sich geworden, sie weiß kaum noch, daß sie eine Dienerin war (und sein sollte), sie ist zur Herrin und Tyrannin geworden, die sich das Leben untertan macht, eine Zerstörerin von Menschenglück im Dasein des Kindes, das in ihre Macht gegeben ist, und damit im Dasein der Familie. Sie hat es soweit gebracht, daß der Mehrheit in unserm Volk alle Beschäftigung mit geistigen Dingen verhaßt geworden ist. Es ist fürchterlich, zu beobachten, wie ungebildet die Stände in Deutschland sind, denen die Führung obliegt. Ist sich die Schule klar, daß sie nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern der Volkswirtschaft zu dienen hat? Unsere Schule macht satt, nicht hungrig."

Schließlich sei noch eine Anekdote mitgeteilt, die beweist, wie famos Alfred Lichtwark Scherz und Ernst in seine Briefe streute:

Hamburg, den 7. August 1909.

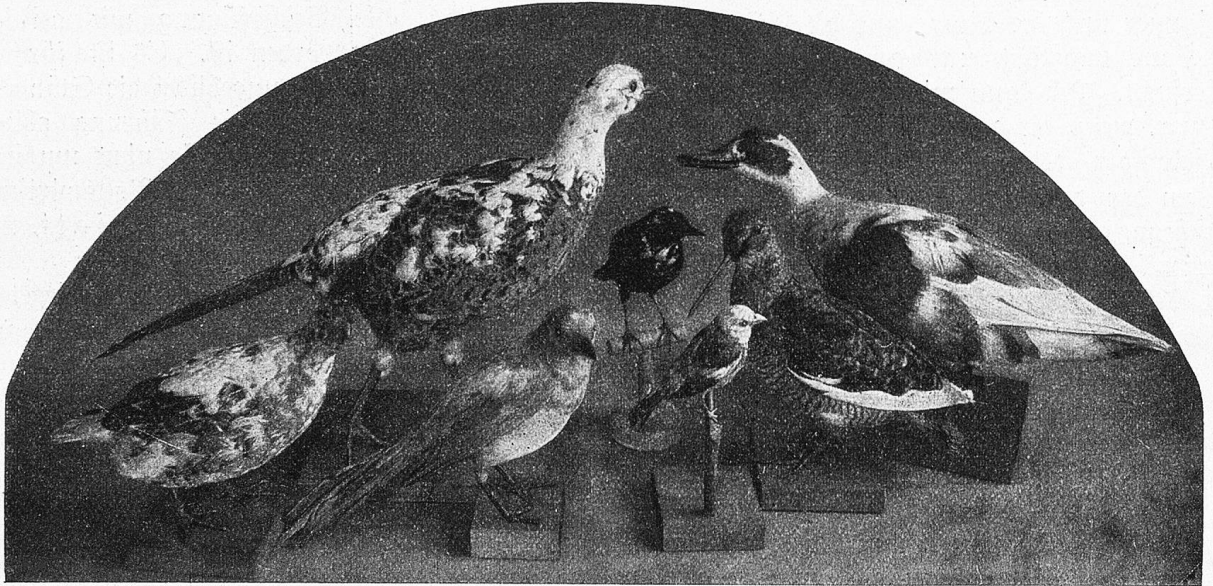
„Liebermann, der hier sehr schlechtes Wetter getroffen, ist wieder abgereist. Aber er hat eine Reihe wunderschöner Studien gemalt und das oft besprochene Bild der Myster am Abend vorm Fährhaus entworfen. Es wird, glaube ich, ein Hauptbild. An den schlechten Tagen hat er dann für uns den Dichter Dehmel gemalt, der seit Jahren in Blankensee wohnt. Es ist fast fertig. Im September kommt er wieder, die letzte Hand anzulegen. Als ich ihm sagte, daß ich es für seinen stärksten Wurf im Bildnis hielte und die Grazie der Haltung bewunderte, die Dehmel eigen ist, und den zusammengefaßten Ausdruck des Kopfes, der das Grübeln und Sinnen und die andere sinnliche Seite des Temperaments, das Abwartende und Sprungbereite, das er in der Unterhaltung hat, kurz alle Möglichkeiten der Entladung enthält bei voller Ruhe, meinte Liebermann: das strebe ich jetzt an. Sehen Sie, Manet, der hat den schönen Vortrag, das ist ihm die Hauptsache, da fängt er an, das ist auch sein Ziel. Es kommt sehr selten, daß er, wie bei dem Rochefort in Ihrer Galerie, auch das Seelische trifft. Ich muß beim Ausdruck anfangen und muß auf den Ausdruck hinaus. Der Vortrag steht bei mir an zweiter Stelle. Ich kann nicht elegant malen. Aber jetzt hoffe ich, wo ich den Ausdruck bezwingen gelernt habe, daß nun auch der schöne Vortrag kommt.

Dies Bekenntnis bei einem Mann über sechzig hat mich sehr ergriffen. Es liegt darin auch die Offenbarung des deutschen Wesens in ihm. Dehmel, der mehr Neigung hatte, sich von

Trübner malen zu lassen, ist sehr zufrieden. Nach der ersten Sitzung hatte er noch allerlei Wünsche. Liebermann hörte sie an, lächelte und rief ver-

gnügt: Hören Sie mal, Sie können nicht von einem Bildnis verlangen, daß es auch Papa und Mama sagen kann."

Der Albinismus.



Partiell albinotische Vögel. Von links nach rechts: Obere Reihe: Fasan, Amsel, Wildente. Untere Reihe: Rebhuhn, Elster, Haussperling, Waldschnepe.

So anmutig ein weißes Reh mit roten Augen uns auch erscheinen mag, ist es doch zu bedauern, da seine — zudem kurzfristigen — Augen vom hellen Tageslicht geblendet werden. Es zeigt vollkommene Weißsucht, wie man die krankhafte, auf Fehlen des natürlichen Farbstoffes beruhende Erscheinung nennt. Solche Albinos oder Raserlaken treten ab und zu in fast allen Klassen des Tierreiches auf, ja, sie sind häufiger, als nach unseren doch mehr zufälligen Beobachtungen angenommen wird. Derart auffallende Tiere sind ja weit mehr Verfolgungen ausgesetzt als ihre normal gefärbten Artgenossen, die ihnen auch an Körper- wie an Geisteskräften überlegen sind, so daß Albinos im Kampf ums Dasein bald erliegen. Weißlinge aber, die als Haustiere oder Hagewild unter des Menschen Obhut stehen, vererben diese Eigentümlichkeit häufig auf ganze Generationen und verfestigen sie dadurch so, daß sie zur Spielart werden, wie die weißen Mäuse oder Kaninchen, die Lieblinge der Kinder, mehr aber noch die Frettchen unserer Jäger lehren, die nur Albinos des braunen Iltis sind. In anderen Fällen freilich pflanzen sie sich überhaupt nicht fort, so die weißlichtigen Pferde, die im Unterschiede von den Schimmeln rote Augen

haben, wie denn vor allem zahme Albinos mancherlei Entartung zeigen. Weiße Katzen sind beispielsweise häufig taub, während die Wildkatze überhaupt nicht zu weißlicher Verfärbung neigt. Dagegen finden sich beim Fuchs alle nur denkbaren Übergänge bis zum rotäugigen Vollalbino.

Weit mehr Albinos als unter den Säugetieren gibt es aber unter den Vögeln, und zwar vor allem den schwarzgefärbten, wie zum Beispiel den Krähen, Amseln und Schwalben, so daß also der sprichwörtliche weiße Rabe sogar verhältnismäßig häufig vorkommt. Er ist jedoch nicht immer ausgesprochen weiß, sondern mehr hellbraun oder dunkelgrau, also ein unvollkommener Albino wie sein menschlicher Widerpart, der gelbliche oder rötliche Neger, bei dem die natürliche Farbe der Augen, Haut und Haare nur schwächer ist. Das bekannteste derartige Beispiel sind die isabellenfarbigen Ponys mit ihrem lichten, rötlichgelben Haar, und auch der sogenannte weiße Elefant, der in Siam geradezu abgöttisch verehrt wird, gehört im großen ganzen wohl hierher. Seine lichte Farbe ist ebenfalls nicht mehr weiß, sondern schimmert stark ins Rötliche.

Viel häufiger aber ist das Auftreten weißer